

(Nachdruck verboten.)

29]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Regö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Für die beiden war der Garten eine Wunderwelt voll von Herrlichkeiten — und voller Grausen. Sie wurden bald auf eigene Faust mit seinen Gewächsen vertraut und traten in eine Art mystischen Verhältnisses zu ihnen, einander freundlich begegnend und Ansichten austauschernd, wie Wesen aus zwei Welten, die sich auf der Schwelle begegneten. Es lag beständig etwas Rätselhaftes über den neuen Freunden, die sich in gebührendem Abstand hielten; sie gaben keine rechte Auskunft über sich. Wenn man sie fragte: „Wer hat Euch gerufen?“ so antworteten sie ganz flott: „Das hat Mutter Ellen getan!“ Fragte man sie aber, wie es unten in der Welt aussah, so schwiegen sie baumstill. Für sie blieb der Garten beständig eine unerschöpfliche Welt, so viel sie auch darin herumtrampelten. Jeden Tag unternahmen sie neue Entdeckungstreifen unter Wacholder- und Dornenbüschen. Da waren Stellen, wohin sie garabazu noch nicht gelangt waren, und andere Flecke, wohin sie sich nicht wagten. Unzählige Male am Tage mußten sie ganz dicht da heran und über die Stachelbeerbüsche hinweg in das grauenvolle Dunkel gucken, das wie ein böses Wesen dadrinne lag und keinen Namen hatte. Draußen in dem strahlenden Sonnenschein auf dem Gartensteig standen sie und forderten es heraus, Schwester spuckte, so daß es an ihrer Schürze herabfloß, und Ewend Trost sammelte mühsam Steine auf und warf sie da hinein. Er konnte sich nicht bücken, so dick wie er war, sondern mußte sich jedesmal, wenn er etwas aufnehmen wollte, in die Hude setzen. Und plötzlich stürzten sie davon, dem Hause zu, in panischem Schrecken.

Man brauchte kein Kind zu sein, um das Leben des Gartens zu verfolgen. Es war ein unsphärisches Treiben in alles gekommen; des Nachts krachte und prasselte es da draußen im Mondenschein, die Zweige streckten sich in neuem Wachstum, die Säfte drängten und brachen durch die altgewordene Rinde als Obstblüten und neue „Augen“ hindurch. Es war als wenn Belles und Ellens glücklicher Eifer ansteckend wirkte. Die halberstücten Obstbäume, die seit vielen Jahren nicht getragen hatten, lebten wieder auf und antworteten auf die munteren Stimmen, indem sie über alle Mäßen üppig blühten. Es ward ein rechter Wettstreit zwischen Menschen und Pflanzen, wer es am festlichsten machen konnte. „Der Frühling überschüttet uns ja förmlich mit Blumen und mit Grün,“ sagte Pelle. Er hatte nie ein Nest gesehen, das so schön war wie das seine; jetzt hatte er doch endlich ein Heim geschaffen!

Kranklich war es hier, wilder Wein und blaue Klematis bedeckten die ganze Fassade und hingen von der Gartentür dicht herunter. Dort pflegte Ellen mit ihrer Handarbeit zu sitzen und die Kleinen zu beobachten, die sich auf dem Rasen tummelten, und da wollte sie des Sonntags am liebsten mit Pelle sitzen, wenn die Kopenhagerer Familien auf ihren kleinen Landausflügen vorüber streiften.

Dann blieben sie wohl draußen vor dem Dornenstrauch stehen und riefen „Nein, welch ein reizendes Heim!“

In Belles Werkstatt wurde um 6 Uhr des Morgens angefangen, aber schon um 4 Uhr machte man Feierabend, so daß alle, die sich etwas daraus machten, noch etwas von ihrem Tage haben konnten. Er hatte die Arbeitszeit auf 9 Stunden herabgesetzt, weiter durfte er sich vorläufig noch nicht wagen.

Einige von den Arbeitern freuten sich über diese Ordnung und benutzten den Nachmittag, um zusammen mit der Familie auszugehen, einige aber wollten des Morgens lieber die Stunde länger liegen. Eines Tages kamen die letzteren und erklärten, jetzt seien sie in der Mehrzahl und wollten die Stunden umgelegt haben.

„Darauf lasse ich mich nicht ein,“ sagte Pelle. „Es ist das Vorrecht der Arbeiter, früh auf zu sein, und das opfere ich nicht.“

„Aber wenn wir nun darüber abgestimmt haben,“ sagten sie. „Dies ist, den Teufel auch, eine demokratische Einrichtung!“

„Ich habe mich nicht verpflichtet, der Stimmenmehrheit

zu gehorchen,“ entgegnete Pelle ruhig. „Vorläufig regiere ich, und wer sich nicht in die Verhältnisse hier finden kann, muß sich anderswo nach Arbeit umsehen.“

Dergleichen kam häufig vor, aber er legte ihm keine größere Bedeutung bei als es hatte. Sie hatten das Bewußtsein ihrer Macht erobert, aber die meisten von ihnen hatten noch nicht den Zweck davon entdeckt. Sie gebrauchten es blind, in kindlicher Freude, es entfaltet zu sehen, so wie die Knaben, die ihre Fahne entrollen, tyrannisierten zur Abwechslung ein wenig und rächten die Unterjochung alter Zeiten, indem sie systematisch das Gegenteil von dem verlangten, was war. Sie schwankten ein wenig, die Mirakel des Stimmzettels waren ihnen zu Kopfe gestiegen. Nun, das war ein begreiflicher Uebergang; die Verantwortung würde sie schon packen.

Eines anderen Tages kamen die beiden tüchtigsten Arbeiter und verlangten, daß der Akkord wieder eingeführt werde. „Wir wollen nicht dastehen und Geld für die Kameraden zusammenarbeiten,“ sagten sie.

„Vertrödeln sie die Zeit?“ fragte Pelle.

„Nein, aber wir sind schneller als sie.“

„Dafür sind sie durchgehends gründlicher, das eine wiegt in der Regel das andere auf.“

„Ja, ich danke, aber das nützt uns ja nich'!“

„Das kommt den Verbrauchern zugute, und unter den neuen Verhältnissen bleibt sich das gleich! Wir müssen darauf halten, daß ein jeder, der seine Pflicht tut, gleich gut ist; das ist in unserem eigenen Interesse.“

Damit beruhigte sie sich denn für diesmal; es waren zwei tüchtige Burschen, sie hatten das Neue bei der Ordnung nur nicht erfasst.

Auf die Weise gab es allerlei Schererei, die Arbeiter waren kurzfristig und sahen nur von der Hand bis zu ihrem eigenen Mund. Die Ungeduld trug auch Schuld daran! Sie hatten kürzere Arbeitszeit und höheren Lohn, machten aber nicht die Wirklichkeit hier mit der anderswo. Sie war ja das Neue und mußte ihren Träumen entsprechen, und dies hier konnte, verdammt und verflucht, nicht zu goldenen Bergen führen, so wie Pelle es betrieb. Er war ein wenig zu gewissenhaft, mehr als nötig war, wenn man von allen Seiten von einer unfeinen Konkurrenz bedrängt wurde.

Da waren zum Beispiel noch allerlei Menschen, die treu an dem guten alten, mit der Hand genähten Schuhzeug festhielten und gern halbmal so viel dafür bezahlten. Das machten sich verschiedene kleine Meister zunutze. Sie annoncierten mit der Hand genähtes Schuhzeug und lieferten die Masse dann an eine Fabrik. Das war ein gutes Geschäft für Fabrik wie für Meister, aber Pelle wollte nichts mit dem Handel zu tun haben. Er schlug ein Fabrikzeichen auf alles, was aus seiner Werkstatt hervorging.

Pelle nahm dies alles mit überlegener Ruhe hin. Mit welchem Recht konnte er Ueberblick von diesen Menschen verlangen? Es war seine Sache, sie dazu zu erziehen. Wenn sie nur willig waren, so war er zufrieden. Einmal bekam er sie wohl so weit, daß sie die Tätigkeit in Gemeinschaft übernehmen konnten oder sie zu einem Aktienunternehmen machen konnten, bis dahin hatten sie sich seinen Plänen unterzuordnen!

Etwas von einem fernen und mächtigen Traum war trotzdem im Begriff, sich in seinem Unternehmen zu verwirklichen, so bescheiden es bis auf weiteres auch war; gelang es, so war der Weg zu einer neuen Zeit für den kleinen Mann gewiesen! Und was noch mehr bedeutete, sein eigenes Heim wuchs aus dieser Wirklichkeit heraus. Er hatte den Punkt gefunden, wo das Glück der Vielen in der Verlängerung eines eigenen lag, jetzt hatte er das Richtige erfasst! Zuweilen fühlte er sich am Abend nach einem mühseligen Tage ein wenig müde von allen den Schwierigkeiten, aber wenn er am frühen Morgen zur Stadt radelte, während der Brodem der Nacht über den Feldern dahin zog und die Perle über seinem Kopf sang, war er immer guter Laune. Dann verfolgte er die Ergebnisse seiner Arbeit in die Zukunft hinein; die guten Grundstücke gingen ihren siegreichen Gang und die Tätigkeit erweiterte sich. Schwesterunternehmungen schossen in den anderen Stadtteilen auf, in anderen Städten auch. In weiter Ferne sah er, wie alles Schaffen in den eigenen Händen der Arbeiter lag.

Peter Drejer stützte ihn als guter Kamerad und nahm die Stöße von allerlei Unannehmlichkeiten auf sich. Uneigennützig spannte er alle Kräfte an, teilte über nicht Belles Glauben an die gewaltigen Resultate, die daraus hervorgehen sollten. „Mein Gott, dies hier ist ja auch kapitalistisch,“ sagte er, „sozialistischer Kapitalismus! Sieh doch mal da zum Bürgersteig hinauf, da geht einer, der keine Sohlen unter seinen Schuhen hat! Er hat nasse Füße, kommt aber trotzdem nicht hier runter und holt sich ganzes Schuhzeug. Denn wir wollen ja Geld dafür haben, so wie alle anderen, und der, der unsere Arbeit am meisten nötig hat, der hat einfach kein Geld. Die da setzt zehn Mann auf die Straße hinaus, da hast Du die ganze Geschichte!“ Er stieß mit dem Fuß gegen eine der Maschinen.

Pelle verteidigte seine Maschinen, aber Peter beharrte bei seiner Ansicht. „Erst hätte das Ganze umkalfatert werden müssen; so wie es jetzt ist, ist es eine Erfindung des Teufels!“ sagte er heftig. „Die Maschinen sind einen Tag oder auch zwei zu früh gekommen und wenden uns die Mündung zu, so wie eroberte Kanonen!“

„Die Maschinen machen Schuhzeug für zehnmal so viel wie wir mit unseren Händen versorgen konnten, das ist doch wohl kein Unglück,“ sagte Pelle. „Nur mit der Verteilung sieht es schlecht aus.“

Peter Drejer zuckte die Achseln, er hatte keine Lust mehr, über die Verteilung nachzugrübeln. Wollte man etwas tun, um sie anders einzurichten, so war er mit dabei. Es war genug darüber salbadert. Wer Geld hatte, konnte alles aufkaufen, was sie machten, während der Barsüßige noch immer ebenso weit war, das stand fest. Großer Gott, würde das die Welt auf den Kopf stellen, daß jeder Mann den vollen Ertrag seiner Arbeit erhielt? Das bedeutete ja nur Gerechtigkeit innerhalb der Grenze des Bestehenden, solange Diamanten noch immer mehr wert waren als Brot. „Ich sehe nicht ein, daß die, die zufälligerweise an der Arbeit stehen, mehr Recht zu leben haben als die, die nicht ankommen können,“ sagte er beherdt. „Oder kennst Du etwa nicht den Fluch der Arbeitslosigkeit? So sieh doch, wie sie zu Tausenden dahinwandern, Sommer und Winter, ein ganzes Schattenheer. Der Staat erhält sie, so daß sie so eben zusammenhalten. Gott bewahre, das ist keine Armenunterstützung, alle Achtung vor dem redlichen Arbeiter! Er soll, weiß Gott, sein Stimmrecht behalten, da ihm das nun einmal Plätsch macht, das ist ein unerschuldiges Vergnügen. Stell Dir doch vor, wenn er statt dessen ordentliches Essen verlangte!“

Ja, Pelle kannte sehr wohl die große Hungerreserve; er war nahe daran gewesen, selbst zu ihr übergehen zu müssen. Aber hier sah er dennoch Grund; es lag eine friedliche Macht in dem, was er vor hatte, die weit vorwärts bringen konnte. Peter Drejer erkannte das ja selbst an, indem er so getreulich mitarbeitete. Er wollte es nur nicht einräumen!

(Fortsetzung folgt.)

6] Tagebuch eines entlassenen Sträflings

Von Hans von Glümer.

Vor meinem Zimmer machen sich die Werke der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft breit. Die gewaltigen A. E. G.-Kohlenlager, gleich hinter der Platte, können wärmend wirken an teuren Tagen, wenn der Ofen kalt bleibt. Links liegt der Humboldthain, von dem die Wirtin schaurige Geschichten weiß. Ich habe keine Scheu vor Dirnen und Zubaltern, ausgenommen, wenn sie den kümmerlichen Naturgenuß im Lauspark verderben. Sie sind meines Schicksals Freunde. Der Humboldthain hat viele Wege und verborgene Bänke, wo die große Stille ausatmen darf. Nachts ist der Hain ein Giland im Meer der Weltstadt. Neulich Abend ging ich aus, die Einsamkeit oder ein Wunder zu suchen und fand dieses weite, weiße Stück Erde, mit Vogelampen hell geschmückt. Schnee! Schnee! Das erste Zimmer war mir recht in seiner Nachbarschaft.

20. Februar.

Der Messerstecher! Seit drei Tagen durchraist ein Ungetüm die Straßen dieser eigenstolzen Stadt, grinst auf den Treppen, in den Hauswinkeln. Berlin ist ein elendes Angillloch geworden. Die perverse Volksseele feiert ihre Feste. Schwägerin Anni ist in ihrem Elemente und meine Nichten, erhaben, wie Kinder sind, singen ein Lied:

In Berlin, da sitzt er
Der Bauchaufschlitzer,
Mit dem Messer in der Hand
Schleicht er durch das ganze Land.

Greift er sich ein Weibchen,
Schneid't ihr auf das Leichen,
Nimm' sich Lung' und Leber raus,
Bratet sich Buletten draus.

Gestern, auf der Müllerstraße, will ich eine Zigarre beschneiden und hole das Messer vor. Gleich fallen zwanzig Augen, entsetzt oder wütend, über mich her. Ein Erlebnis am Abend war komischer: Nettelbedplatz. Vom Sechseromnibus hüpf ein junges Mädchen und hat Augen, die wie ein Märchen im Walde loden. In einem Hause der Antonstraße verschwindet es und ich bleibe stehen, wie Menschen tun, wenn der Zauber entgleitet. Die Plantagenstraße entlang, hinter dem Friedhofsgitter, wo nur die Toten Wache halten um diese Stunde, sind verfolgende Schritte hinter mir: ein baumlanges Mensch, der mich stellt mit der Miene eines rächenden Gottes. Ich soll der Messerstecher sein und habe seine Schwester morden, zumindest anstechen wollen. Ich muß viel lachen und verfühne den Bruder mit Zigaretten und einer Galanterie für die Schwester.

Zimmerlin: vom Sittlichkeitsverbrecher zum Aufschlitzer ist nur ein Schritt und es scheint kein artiges Gefühl, seit gestern nun auch in den Listen der Berliner Verbrechermelt geführt zu werden. Die Schutzleute im Revier der Hufstienstraße schauen mich an, als ob sie den ewigen Stedbrief des entlassenen Sträflings für mich schon in der Tasche hätten und einen Vorführungsbefehl zum Polizeipräsidentium, als Messerstecher. Entlassene können so leicht verfolgungswahnsinnig werden. Man wohnt nicht ungestraft im Verbrecherviertel am Bedding.

Anfang März.

Ein weißes Wunder hat das Antlitz der Weltstadt schon bis zur Unkenntlichkeit verändert. Der Himmel sandte diesem gottlosen Geschlecht viele Milliarden Grüße. Wollen Löfsten sich in kristallene Fluten. Berlin schafft und scherzt im Schnee, der als Berg und Feld die Straßen verwandelt hat. Die Naturgewalt kam zu den Berlinern! Wie diese kalten spöttischen Augen mit einem Male verwundert, nachdenklich oder lustig sind. Dieses hochfahrende Volk, das nur Achtung vor Gossen und Königen kennt. Allen Unrat deckt nun das weiße Wunder. Und hunderttausend Hungrige haben Arbeit, Lust, Brot.

8. März.

Menschen in Arbeit und Erfolg werden sagen, daß es Dünkel oder Unfähigkeit ist, wenn ich die kleinen Erzeugnisse der Feder, die armen Kinder meiner Not, andächtig zu Ereignissen mache. Die „Straßburger Post“ bringt wieder einen Sonntagsaufsatz von H. G. „Der Mühle-Kander“, und diese zweihundertfünfzig Zeilen der Geschichte eines Narren aus dem Schwarzwald machen den Montag zum Fest, das er feiern muß; als ob ein Werk getan wäre. Seit fünfzehn Jahren, schwer und ruhelos, arbeitet in diesem Kopf die Kunst, schreiben zu können. Ist vom Größenwahn des dummen Jungen zur Nutzlosigkeit der Selbsterkenntnis gegangen, hat sich in tüchtigen Leitartikeln geübt und die Schande eines Buchdramas überlebt. Nun kommen nach Blütenfrost und Fallobst die allerersten guten Früchte und wieder regt sich der Traum, daß Hundertfältiges zu stolzer Zukunft wachsen soll. Mein Freund, der Kander von der Wutachmühle bei Bonndorf, der ein Bauer und keine Phantastie ist, hat es nicht erreicht. Der Aufsatz schildert sein Schicksal: „Die Wälderleute sagen, der Mühle-Kander spinnt. Ich bleibe dabei, daß er ein Genie ist, eine von jenen großartig veranlagten Naturen, die von der Volksschule weg in ihrer eigenen Welt sich verirren, unbestanden bleiben, sich wohl auch selbst nicht verstehen lernen, in ein Wirrsal eigener Gedanken und Pläne verstrickt werden, in der Enge des übernommenen Berufes des Brotes wegen zwar verharren, doch in mehr oder weniger schlimmen Erzessen gegen sich und die Gesetze der Gesellschaft sich auflehnen und nicht selten zuletzt dahin kommen, wo die geistige Welt mit Brettern vernagelt ist.“ Vielleicht ist das auch mein Schicksal.

5. April, am 31. Geburtstag.

Der Frühling kommt, der Verführer. Im Humboldthain schauen die fremdbländischen Bäume mit grünen Knospen wie mit Ersüßlingsaugen in die deutsche Luft, und ich sitze dort bei den Kinder Spielplätzen. Die Natur kann jedes Jahr zur neuen Jugend werden. Unnatur ist Schlade. Bäume und Kinder können Frühling werden. Die alten Menschen in ihrer Unnatur verlieren gutenfalls einen Schatten im strengen, verbitterten oder leichtfertigen Gesicht. Ich hasse diese verwahrloste Art, die erwachsen und verwachsen ist. Ich kann nur frühe Jugend ehren.

Was kann ein Mensch mit starken Sinnen und empfindlichsten Gefühlen für eine Stätte finden? Im Keinen Bonndorf standen Gesellschaft und Klarierei vor den Toren der Paradiese. So kam Flucht, Hunger, Gesängnis. Der Zwang will seinen Ausbruch haben. Im großen Berlin stehen Gesellschaft und Geldzwang vor den Gärten der Liebe. Die Hinterhausleute finden sich schon in dunklen Winkeln. Die Herrenleute kaufen ihren Bedarf. Aber wenn einer nicht Fisch noch Fleisch ist? Ein entlassener Sträfling, aus seinem Verzug herausgeworfen und ein verlassener Mensch? Der in allen Trieben aufgehaltene Mann von einunddreißig Jahren möchte erobern, was losbar ist. Oder er möchte die Treue des Weibes erfahren, Ehemann und Vater sein. Er möchte als natürlicher Mensch das Naturgesetz erfüllen dürfen.

7. April.

Auf den Kummelplätzen der vorstädtischen Bezirke sind die Proletariertinder wie Fliegen am Leimstod. Auf dem Wege von der Volkslesehalle mache ich abends Station auf dem Kummelplatz an der Ravenstraße. Beim erstenmal ließ ich eine Achtzehnjährige Karussell fahren und gab ihren halbwüchigen Brüdern Zigaretten. Die Schwester lief mir fort und die Brüder schrien um die Straßenecke: „Dein Dreckzeug kannst du alleine roothen, du Nuttenjäger!“

Nächstesmal suchte ich bei den Kindern, die noch keine Nutten sind, den besseren Menschen und fand drei Freundinnen, die einen Schwarm nach sich zogen. Die Drei wollten immer nur Eis essen, als ob sie innen ein Feuer hätten. Am dritten Abend bettelte ihre Mutter um Geld für die Miete und umfakte dabei ihre Mädchen und mich mit gierigen Augen. Das älteste Mädchen ist elf. Ich kam nicht mehr.

Das unterste Berliner Volk ist schwer zu nehmen. Am Humboldthain wollte ich neulich Nacht einem Zuhälter, der in Krämpfen lag, den Kopf aus dem Kinnstein heben. Da sprang sein Kumpan auf mich zu und die Dirnen schimpften und lachten. Einer Zwanzigjährigen lief ich an einem Sonntagabend durch den halben Wedding nach, weil sie so verängstigt die Häuser entlang schlich und beim Wasser stehen blieb. Ich sprach sie erst an, als sie einen Schuhmann nach dem Weg gefragt und zwei Verfolger abgewiesen hatte.

Sie ließ sich nur mit Kunst bereden, da sie ganz fremd in Berlin sei, mir drei Tage später eine Zusammenkunft zu geben. Da durfte ich doch gleich mit auf ihr Zimmer im Studentenviertel; sie bat um fünf Mark auf Ehrenwort und jammerte nachher, weil ich sie verführt hätte. Schwägerin Anni lachte das Erlebnis gräßlich aus und zeigte mir meinen neuen Schüßling in einem Fenster gegenüber. Außerdem hätte sie noch zwei Absteigequartiere.

Im Humboldthain machte ich die Bekanntschaft eines niedlichen Ruben, weil auch seine vierzehnjährige Schwester eine niedliche Kindsmagd ist. Als ich wieder zu ihnen kam und plaudern wollte, denunzierte mich die Schwester beim Parkwächter. Man wird sehr scheu in dieser großen fremden Stadt und weiß nicht, welches Alter noch Unschuld ist. Man wird stumm und läßt das Schauen zum Kult der Sinne werden.

11. April, Ostersonntag.

Eine Osterbotschaft: ich werde ausgewiesen! Das Polizeipräsidium hat gegen den entlassenen Strafgefangenen Glümer das Ausweisungsfahren eingeleitet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Laubenkolonist.

Schon in der Nacht vom 19. zum 20. September überraschte uns der erste Frühfrost, der sich über die ganze norddeutsche Tiefebene erstreckte. Am Morgen konnte man die Beförderung wahrnehmen. Das Laub der Tomaten, Gurken und Bohnen war erfroren, womit das Wachstum dieser Gemüsepflanzen zu einem vorzeitigen und endgültigen Abschluß gelangt ist. Im Blumenkasten konnte man ähnliche Schäden wahrnehmen, denn das schönblühende Blumenrohr (Canna), die Edeldahlien, Wunderblumen und ähnliche zarte Blütenpflanzen fallen stets dem ersten Nachtfröste zum Opfer, während andere Blüten, wie Herbstchrysanthemum und namentlich Rosen schon einem derberen Nachtfröste standhalten. Ein so zeitiger Frühfrost trifft den Gartenfreund stets unerwartet, da man in normalen Zeiten den Eintritt der Frühlöste erst in der ersten Hälfte des Oktober erwartet. In milden, an kalten Niederschlägen nicht allzu reichen Jahren kann man mitunter nicht nur in Süddeutschland, sondern auch bei uns, namentlich in geschützten liegenden Gärten, noch ein fortgesetztes Aufblühen der seit dem Herbst in der Entwicklung begriffenen Rosenknospen beobachten, so daß selbst Rosenblüten im Dezember, namentlich solche der harten Monatsrosen, nicht zu den Seltenheiten gehören. Solche und ähnliche, von der Regel abweichende Erscheinungen trifft man fast in jedem Jahre. In diesem abnormen Jahre sind es die Himbeeren, die uns dadurch eine Ueberraschung bereiten, daß sie schon an einige der diesjährigen Jungtriebe, die normalerweise erst im nächsten Jahre tragen sollen, Blüten zur Entwicklung gebracht haben, die jetzt noch fortgesetzt Früchte reifen. So bin ich von Woche zu Woche in der Lage, von einem Duzend Himbeersträußern der neueren, vorzüglichen und ungewöhnlich großfrüchtigen Sorte Harzjuwel, bei jedesmaliger Durchsicht eine Handvoll prächtig rotgefärbter, vollreifer, wohlgeschmiedender Früchte pflücken zu können.

Nach vielen aufeinanderfolgenden milden Wintern setzte der letzte zur Abwechslung wieder einmal mit ungewöhnlicher Strenge ein. Dieser strenge Winter hat die Weissagungen der Wetterkundigen, daß wir einem Zeitalter mit milden Wintern entgegengehen, mit einem Schläge über den Hausen geworfen. Im Gartenbau wird man immer am besten fahren, wenn man die denkbar schlimmsten Winter als bevorstehend annimmt und danach seine Maßnahmen trifft. „Vorsicht ist besser als Nachsicht.“ Ich selbst habe 10 Jahre hintereinander meine Weintrauben, die an geschützten Spalieren stehen, sorglos dem Winterfroste überlassen.

Neunmal verlief dieser Leichtfrost ohne nachteilige Folgen, beim zehnten Male, d. h. im vorigen Winter, sind aber die Trauben teils vollständig, teils auf den Wurzelstod zurückgefallen. Mit mir wird manch anderer unvorsichtige Gartenbesitzer durch Schaden klug geworden sein und jetzt auf dem Standpunkt stehen, die Weintrauben regelmäßig zu decken. Mag die Arbeit auch neunmal überflüssig sein, beim zehnten Male kann dann die aufgewendete Arbeit durch einen reichen Ertrag belohnt werden.

Der vorsichtige Gartenbesitzer soll sich auf den Standpunkt stellen, daß alles das der Winterkälte entrissen werden muß, was ihr entrissen werden kann, und daß alles das geschützt werden muß, das in normalen Jahren wohl aushält, in harten Wintern aber zugrunde geht, soweit der Aufwand an Zeit und Kosten einigermaßen im Einklang mit dem Geld- oder Liebhabervert der zu schützenden Pflanzen steht.

Nach dem ersten Frühfrost handelt es sich jetzt zunächst darum, die nicht winterharten mollenartigen Gewächse in Sicherheit zu bringen. Es sind dies u. a. Wunderblume, der blau blühende Salbei, Canna und Edeldahlien. Das Kraut ist erfroren, die Wurzeln haben ihre Tätigkeit eingestellt. Man schneide deshalb die angefrorenen Stauden dicht über der Erde fort, hebe die Knollen aus, schüttele die anhaftende Erde ab, kürze die Wurzeln und schlage sie darauf frostfrei im Keller ein, am besten in trockenem Sand. Im Laufe des Winters werden diese Knollen einige Male durchgesehen, von den ganz abgestorbenen Wurzeln bereut, faulende Stellen werden herausgeschnitten und, wo es nötig ist, mit Holzkohlepulver eingerieben und danach wieder eingeschlagen. Lilien kann man draußen lassen, wenn man die Pflanzstelle gut mit Laub eindet. Die Laubdecke ist mit einigen Steinen oder Bretterstücken zu beschweren, damit sie nicht vom Wintersturm entführt wird. Es gibt aber auch Knollen, die vollständig trocken überwintert werden müssen, so die der schön blühenden Begonien, die man gleichfalls jetzt ausnimmt, dann schüttelt man die Erde aus und legt die so vorbereiteten Knollen in luftige Kammern, bis Stengel und Wurzeln vollständig abgetrocknet sind. Danach nimmt man die letzte Reinigung vor und bewahrt dann die Knollen in frostfreiem Zimmer völlig trocken auf. Ähnlich verfährt man mit den Gladiolen, die aber noch etwas draußen stehen dürfen. In zwei bis drei Wochen nimmt man sie aus, schneidet die Stengel über der zwiebelartigen Knolle zurück, läßt die Knolle austrocknen und reinigt sie schließlich. Bei Gladiolen und den ihnen nah verwandten Blütenpflanzen ist die zwiebelartige Knolle nur einjährig. Man findet nun beim Ausnehmen, daß die Knolle, die man im Frühling pflanzte, ganz unscheinbar und zusammengeschrumpft am Wurzelboden der neuen Knolle oder Knollen sitzt, die sich über ihr gebildet haben. Bei der letzten Reinigung wird die alte, eingeschrumpfte, abgestorbene Knolle vom Wurzelboden der darüber sitzenden lebensfähigen ausgebrochen und fortgeworfen.

Auch von den feinen, halbstrauchartigen Blütenpflanzen lassen sich manche in Sicherheit bringen, namentlich die laubabsterbenden, wie Fuchsen und Hortensien. Man nimmt sie jetzt aus, streift das noch anhaftende Laub von den Zweigen ab und schlägt dann die Pflanzen im Keller in Erde ein, die aber hier nie staubtrocken werden darf, also mäßig feucht gehalten wird. Sobald die Knolle infolge übergroßer Trockenheit einschrumpft, sind diese Gewächse rettungslos verloren. Frostfreie Ueberwinterung erfordern sie nicht, da die gewöhnlichen Sorten sogar unter guter Laubdecke im Freien aushalten würden, dem oben angegebenen Verfahren soll aber, seiner größeren Sicherheit halber, der Vorzug gegeben werden.

In vielen Laubenkolonien werden auch Alpenrosen und harte Azaleen gern gepflegt. Bei diesen Halbsträußern kommt es in der Hauptsache auf eine gute Bodendecke an, die das andauernde Ausfrieren der Wurzelballen verhindert. Diese Bodendecke ist bei den immergrünen Alpenrosen von besonderer Wichtigkeit; denn die Sträucher dieser Gattung, die sich im Frühling scheinbar erfroren zeigen, sind in Wirklichkeit vertrocknet. In vielen Jahren, freilich nicht in diesem nassen, kommen sie schon mit trockenen Wurzelballen in den Winter, dann durchfriert das Erdreich, weil die Bodendecke fehlt, den immergrünen Blättern wird von der trockenen, scharfen Winterluft der Saft entzogen, die eingefrorenen und trocken stehenden Wurzeln können diesen nicht ersetzen und ein Absterben, das man fälschlich für ein Erfrieren hält, ist die Folge davon. Unsere Vorsichtsmaßregeln bestehen also darin, den Boden am Wurzelhals und in weiterem Umkreise, soweit die Krone reicht, mit einer starken Decke aus Laub oder kurzem Mist zu belegen.

Die meisten Verheerungen richtet ein strenger Winter unter den Rosen an. Selbst der kleinste Laubenkolonist begnügt sich heute nicht mehr mit der Anpflanzung gewöhnlicher harter Rosen, er will auch zartere Sorten pflanzen, die aber unbedeckt oft schon einer Temperatur von -20 Grad Celsius zum Opfer fallen, namentlich dann, wenn, wie dies oft der Fall, nach eifrig kalter Nacht die Wintersonne die Wolken durchbricht. Wir dürfen aber die Rosen nicht berwechlichen, wir müssen sie abhärten. Deshalb ist es selten angebracht, sie vor anfangs November einzuschlagen. Erst der Winter milde ein, so wartet man noch länger mit dem Decken, hält aber alles bereit, um dieses zur rechten Stunde ausführen zu können. Ist der Boden einmal steinhart gefroren, so kann der nachstehend beschriebene einfache Winterchutz nicht mehr zu Anwendung gebracht werden. Einbinden soll man nur alte, verholzte Rosenstämme, die nicht mehr schmiegsam sind, also sich nicht umlegen

lassen; die Dede beschränkt sich hier nur auf die Krone. Vor dem Einbinden und vor dem Einschlagen müssen die Blätter, die oft bis zum Winter haften, künstlich entfernt werden; bindet oder schlägt man sie mit ein, so sind sie die Ursache von Schimmel und Fäulnis, dem die Kronen bei andauernd mildem Winterwetter zum Opfer fallen. Nach dem Entblättern schnürt oder bindet man starke Kronen vorsichtig zusammen, am besten mit Weidenruten, dann hüllt man sie nicht in Tücher, auch nicht in Stroh ein, weil dadurch die Mäuse angezogen werden, die die Zweige zernagen, sondern in Nadelkreuzig. Jüngere und biegsame Rosenstämme werden niedergelegt, so daß die Krone auf dem Boden fest aufliegt, mit einem halbförmig geschnittenen Aststück am Boden feststeckt und dann mit Erde bedeckt. Bei niedrigen Strauchrosen beschränkt man sich darauf, die Erde aus der Umgebung hügel förmig über die Krone heranzuziehen. Die Zweige dürfen in zwei Drittel ihrer Länge aus diesen Erdhügeln heraussehen, auch auf die Gefahr hin, daß sie abfrieren, weil doch im Frühling ein kräftiger Rückschnitt erfolgen muß. Bei Rosen, die man zur jetzigen Pflanzzeit frisch pflanzt, ist es angebracht, sofort nach dem Pflanzen in vorgegebener Weise einzudecken, das Anwachsen wird dadurch außerordentlich gefördert. Während man die schon längere Zeit an gleicher Stelle stehenden Rosen gegen Ende April von der Winterdede befreit, läßt man die frisch gepflanzten einige Wochen länger unter der Dede; man befreit sie erst in der ersten Maihälfte, an einem regnerischen Tage davon. Zu früh befreit, würde ein großer Teil der trockenen Frühjahrsluft zum Opfer fallen, während sie spät ausgenommen, fast Stod für Stod sicher anwachsen und gleich im ersten Sommer durch reichen Flor erfreuen.

Wie nicht winterharte Gemüse eingeschlagen und überwintert werden, wurde bereits im vorigen Artikel eingehend erläutert.

Auch im Obstgarten bedarf es eines gewissen Winterschutzes. Ältere Laubenkolonisten werden schon häufig die Beobachtung gemacht haben, daß die Erdbeeren, namentlich in unserem Sandboden, in manchen Wintern schwer leiden. Im Frühling kann man oft feststellen, daß von den üppigen Blattrossetten der Einzelstauden, die uns im Herbst erfreuten, kaum ein gesundes Blatt übrig blieb, alles ist dürr und trocken, die Stauden müssen sich deshalb von Grund auf neu beleben, was auf die kommende Ernte nachteilig einwirkt. Die Ursache dieser Erscheinung ist ein Ausfrieren des Bodens in schneelosen oder schneearmen Wintern, die bei uns ja nicht die Ausnahme, sondern die Regel bilden. Die Wurzeln frieren im Boden fest, die trockene Winterluft entzieht den Blättern den Saft und genau, wie bei den Alpenrosen geschieht, ist ein Vertrocknen, das wir oft für ein Erfrieren halten, die Folge davon. Um solchen Schäden vorzubeugen, werden die alten Erdbeerpflanzen jetzt von der gesamten Rankenbrut befreit, dann durchgehaßt und danach reichlich mit halb verrottetem Kompost oder Pferdemist bedeckt. Man muß hierbei aber die Blattrossetten zusammennehmen und hochhalten, damit die Dede nur über den Boden, nicht aber über die Blätter kommt, die ihr aufliegen müssen, sonst verfaulen sie. Viel Schaden erleiden Erdbeerpflanzen auch durch Spätfrost im Frühling, wenn, wie im Vorjahre, Ende April noch ein Nachtfrost von - 2-3 Grad Celsius eintritt, so erfriert der Fruchtboden selbst noch in den geschlossenen Blütenknospen der Erdbeeren. Gegen solche Frühjahrschäden kann man sich nur dadurch schützen, daß man bei bevorstehenden Nachfrösten abends Padleinen oder anderes, leichtes Deckmaterial über die Beete breitet und so befestigt, daß es vom Wind nicht verweht wird.

Der beste Schutz der Weinreben, die wir nur an Lauben, Spalieren und Baulichkeiten in südlicher Lage ziehen können, besteht darin, daß man nach dem Blattfall die Ranken vom Spalier losbindet, schneidet, dann umlegt und mit Wasmatten, alten Teppichen oder Padleinwand deckt. Ich kann nur empfehlen, die Reben vor diesem Einpacken zu schneiden, da sie nach dem Frühjahrsschnitt lange stark blühen und hierdurch erheblichen Saftverlust erleiden. Ein ganz einfacher Schnitt ist folgender: Alles schwache Holz wird vollständig ausgeschnitten, die starken Triebe, deren Augen im Juni des nächsten Jahres Blüten tragende Seitentriebe entwickeln sollen, schneidet man zu einem Teil je nach der Sorte auf 3-8 Augen, zum anderen Teil auf nur ein Auge. Die langgeschnittenen Triebe blühen und tragen Früchte und werden dann im nächsten Herbst auf ein Auge geschnitten, während die jetzt auf ein Auge geschnittenen die Fruchtzweige für das übernächste Jahr bilden und dementsprechend im nächsten Jahre länger, auf 3-8 Augen, geschnitten werden. Manche Sorten, wie der Gutebel, erfordern den kurzen Schnitt auf 3 Augen, andere tragen reicher nach Anwendung des langen Schnittes; das muß jeder Kolonist für seine Sorte ausprobieren.

Daß auch Aprikosen und Pflirsche erfrieren können, hat uns gleichfalls der vorige Winter gelehrt. Aprikosen sind in unserem kalten Klima höchst unsichere Kolonisten, denn wenn sie auch meist durch den Winter kommen, erfriert doch in der Regel die Blüte, weil sie sich zuerst von allen Fruchtbäumen öffnet. Aus diesem Grunde kann man nur etwa alle 10 Jahre einmal auf eine gute Aprikosenernte rechnen. Pflirsche sind im vorigen Winter teils ganz oder halb erfroren, teils fielen der strengen Kälte nur die im vorigen Herbst gebildeten Blütenknospen zum Opfer. Beide Obstgattungen lassen sich bei uns zuverlässig auch nur am Spalier ziehen. Diese Spalier werden mit leichten Mastdecken eingedeckt,

die man im zeitigen Frühling so lüftet, daß sie keinen Druck mehr auf die Aeste ausüben. Die Dede dient im Winter als Kälteschutz, nach der Lüftung im Frühling als Schutz gegen die Sonne. Man muß nämlich bestrebt sein, die Entwicklung der Blüten so lange als möglich hinzuhalten, öffnen sie sich aber unter der Dede, so ist diese im März-April zu entfernen und nur bei Frostgefahr vorübergehend wieder anzubringen.

Kleines Feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Künstliche Befruchtung mit Ochsenblut. Die Entdeckung des in Amerika lebenden Naturforschers Professor Jacques Loeb, daß die Eier gewisser niedriger Tiere auf künstlichem Wege zur Entwicklung gebracht werden können, hat berechtigtes Aufsehen in der ganzen Naturwissenschaft erregt. Der Vorgang, der als künstliche Parthenogenese bezeichnet wird, bedient sich ausschließlich einer chemischen Wirkung, indem die Eier in eine Salzlösung von bestimmter Zusammenstellung gebracht werden. Bisher war er in einiger Vollständigkeit nur an den Eiern des kalifornischen Seeigels studiert worden, und Loeb selbst hatte gezeigt, daß dieser künstliche Befruchtungsvorgang in zwei Teilen erfolgt. Der eine besteht in einer Veränderung oder Zerstörung der Oberflächenschicht des Eies, die durch verschiedene Mittel bewirkt werden kann. Um das eigentliche Ei dann entwicklungsfähig zu machen, muß es für etwa 90 bis 50 Minuten in die Salzlösung gebracht werden. Nachdem diese Tatsachen im Laboratorium festgestellt waren, gelang es Loeb nachzuweisen, daß auch bei der natürlichen Befruchtung zwei Stoffe tätig sind, von denen der eine zunächst die Lösung der Eihülle bewirkt. Nun schritten die Untersuchungen in unablässiger Arbeit fort, und Loeb ist jetzt in der Lage, eine Reihe neuer Ergebnisse in der Wochenschrift „Science“ vorzulegen. Die neuen Entdeckungen gründen sich auf den vor fünf Jahren gemachten Befund, daß das Blut eines Burmes gleichfalls die Stoffe enthält, die zur Entwicklung eines unbefruchteten Seeigeleies erforderlich sind, und zwar war die befruchtende Kraft mehrere Hundert Male stärker als die des Salzwassers. An diese wichtige Aufklärung schlossen sich weitere Ermittlungen über das Verhalten des Blutes anderer Tiere, und es stellte sich heraus, daß das Blut vieler Tiere diese Wirkung auszuüben vermag, insbesondere Rinderblut.

Loeb hat nun selbst die Frage gestellt, warum das Blut eines weiblichen Tieres nicht die eigenen Eier zur Entwicklung bringen kann und erklärt diese Tatsache durch die Annahme, daß die betreffenden Stoffe des eigenen Blutes sich nicht in die Zellen und bis zu den Eiern des Tieres ausbreiten können. Zunächst erwies es sich übrigens auch als unmöglich, die Eier weiblicher Seeigel durch fremdes Blut zu entwickeln, dies geschah erst, nachdem die Eier zuvor mit einer besonderen Salzlösung aus Chlorstrontium behandelt waren. Vor allem ist nun Professor Loeb bestrebt gewesen, seine Forschungen auch auf andere wirbellose Tiere auszudehnen und es ist ihm in der Tat gelungen, die Möglichkeit künstlicher Befruchtung bei sehr vielen Formen zu erweisen, obgleich die Entwicklung nicht selten einen anormalen Weg einschlug. Die ersten Versuche fielen überhaupt ziemlich entmutigend aus. Bei Mollusken schlugen sie teils ganz fehl, teils brachten sie nur Mißgeburten zu Tage. Nicht viel besser ging es mit Vertreter der Ringel- und Vorsternwürmer. Es blieb danach immer noch unsicher, ob die Eier aller Tiere durch fremdes Blut eine künstliche Entwicklung erfahren können. Die Sicherheit, daß dies außerordentliche Verhalten tatsächlich stattfindet, haben erst die Arbeiten des letzten Jahres ergeben. Dem dabei benutzten Ochsenblut wurde noch etwas Kochsalz zugefügt und so die künstliche Entwicklung sowohl bei Mollusken wie bei Würmern erzielt. Damit erzieht sich der naturwissenschaftlichen Erkenntnis ein neuer Ausblick von unübersehbarer Weite.

Aus dem Tierreiche.

Eine Zählung der Wirbeltiere. Die Zahl der gesamten Gattungen und Arten von Lebewesen hat sich während des letzten Jahrhunderts durch den Aufschwung der Naturwissenschaften in außerordentlichem Grade vermehrt. Alle Angaben darüber leiden aber immer noch unter großer Ungenauigkeit, wenigstens mit Rücksicht auf die Zahl der Arten, da der Begriff der Art schon im allgemeinen nicht feststeht und im einzelnen Falle viel angefochten wird. Dennoch sind derartige Zählungen im Tierreich interessant und auch notwendig, um eine Uebersicht zu gewinnen. Die letzte Arbeit auf diesem Gebiet hat Dr. Henshaw geleistet, der die Zahl der Arten für die einzelnen Klassen der Wirbeltiere wenigstens in stark abgerundeten Ziffern ausgerechnet hat. Danach wären jetzt etwa 7000 Arten von Säugtieren bekannt, 20 000 Vogelarten, 300 Arten von Krokodilen und Schildkröten, 3300 Arten von Eidechsen, 2400 Schlangenarten, 2000 Arten von Fröschen und Kröten, 200 Arten Salamander und 12 000 Fischarten, insgesamt also 47 200 Arten von Wirbeltieren, wovon Vögel und Fische allein etwa zwei Drittel einnehmen.